

Es ist eine Krise, die den Stammbüchern des achtzehnten Jahrhunderts über den örtlichen und familiären Wert hinaus Bedeutung verleiht. In Proben aus der kleinen Sammlung unserer Universitätsbibliothek will ich das erläutern. Johann Conrad Müller aus Großen-Buseck kalligraphiert am 18. März 1752 auf die erste Seite seines Stammbuchs:

„Wer von Gönnern, wer von Freunden
Mir wird hold und günstig seyn,
Schreibe seinen werthen Namen
Mir in dießes Stammbuch ein;
Ich will zur Erkenntlichkeit
Ihn dafür ins Herze schreiben,
Und bis in das kühle grab
Sein ergebner Diener bleiben.“



Aus einem Stammbuch von 1771.

Demütig und bieder wie diese Widmung sind viele Einträge; wir lesen: „wer zufrieden ist, ist reich“, und einstdlerisches Behagen spricht:

„Ich will vergnügt und stille leben,
Obgleich der Neid bekümmert sich,
ich will ihm drauf zur Antwort geben:
Ich bin nun so und leb vor mich.
Wer allen wohlgefällt auf Erden,
Der muß erst noch geboren werden.“

Die Leibnizische Théodicée, le meilleur des mondes possibles, wird tröstlich ausgelegt und ein wenig philiströs ins Enge gezogen:

„Welcher Kluge mag wohl denken,
Gott hab in der besten Welt
Nur zu seufzereichen Kränken
Einen Menschen hingestellt?
Ist es nicht sein ernstest Wille,
Daß man mit erlaubter Luft
Stetig seinen Geist erfülle
Dieses ist mir wohl bewußt.“

Auch das Mildheimische Liederbuch, das am Ende des Jahrhunderts die Haltung der Mitte bewahrte, wendet sich an „Freunde erlaubter Fröhlichkeit, die den Kopf nicht hängt“. Von dieser Art könnten wir noch manchen Vers zitieren, und wollten wir's dabei bewenden lassen, wir gewannen das Bild sehr fügsamer Jünglinge, würdiger Kandidaten einer bürgerlichen Versorgung. Aber das ist nur die eine Seite. In demselben Bande finden sich die offeneren Reime:

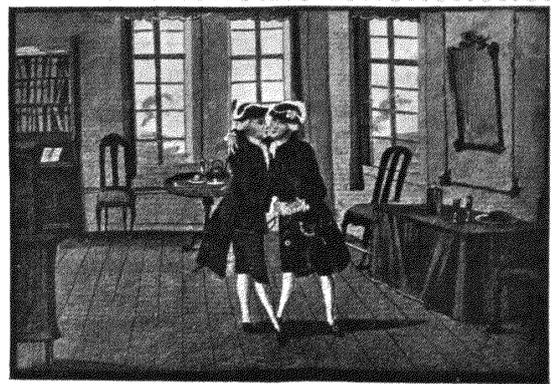
„In Gießen geht es licherlich,
So heißt es überall.
Allein, mein Freund, erkundge Dich,
Wie geht es anderswo und sonst in diesem Fall?
So wirst Du bald erfahren müssen,
Es gehet dorten wie in Gießen.“

Die Stammbücher der Zeit geben nur zu viele Belege eines lockeren Sinnes von der bukolisch spielenden Liebelei

bis zur saftigen Zote. Wie soll man davon denken und wie stellt sich dieser Geist zu dem in „Wohlstand“ und Verschundenheit erfülligten der benachbarten Blätter? Der vorhin genannte Satiriker in den „Belustigungen“ bringt uns auf die Spur; er sagt: „Mancher, der sich in ein Stammbuch schreibt, nähme auch nicht Geld um etwas anderes daren zu setzen, als wobei ein Stückchen lang Ohr und kurz Schwänzchen durchguckte.“ Die Lascivität der Einträge gestattet also keinen unmittelbaren Schluß auf die Lebensführung der Unterzeichner — es waltet da literarische Mode zum guten Teil, auch wohl Mode des äußeren Auftretens; für einen petit-maitre zu gelten, war wichtiger noch als einer zu sein. Es besteht eine notwendige Verbindung zwischen der löblichen Redlichkeit und der losen Rede; die eine ist so wenig echt wie die andere, denn echte Empfindung hatte sich aus den Elementen des Zeitalters noch garnicht gesammelt weder im Menschen noch unter den Menschen; wenn sie irgendwo vereinzelt aufwacht, so sicherlich in keinem Stammbuch, da war die Gesellschaft zu laut, die Beleuchtung zu grell. Der Streit der Elemente nur tritt zutage und zwar für uns, die Zuschauer nach anderthalb Jahrhunderten. Der Student schreibt ein witzig-schlüpfriges Sinngedicht des verrufenen Menantes-Hunold zwischen die kalten Moralitäten zur rechten und zur linken. In dumpfer Sehnsucht nach einer Befreiung der Geister möchte man zunächst einmal das Fleisch emanzipieren. „Absint obscœna, iterum iterumque rogo“, fleht der Stammbuchbesitzer, und allenthalben bezeugen herausgeschnittene Blätter, daß seine Bitte verhallte. Die Wege der Freiheit sind wunderbar. Wir dürfen gelassen auch diese Strecke betrachten und dabei mancher seelenkundigen, mancher neckischen Bemerkung uns freuen.

„Ein Mädchen voller Weisheits-Gründe
Hält jeden Ruch für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt;
Hat dieser dann sie überwunden,
So sagt sie selbst in frohen Stunden
„Das ist der Lauf der Welt.“

Aber oft erstaunt uns ein rätselhaftes Beieinander. Oben auf der Seite haben die schöne Syring und Pan in üppigen Versen einen tollen Schwank aufgeführt, das „haec fabula docet“ geht auf den betrogenen Ehemann, und darunter steht zu lesen: „Hochedler Herr! Nehmen Sie



Aus einem Stammbuch von 1771.

dieses als ein Zeichen der Ergebenheit von dem günstigen, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt und sich nennet J. A. B.“ Ist das ein schlechter Scherz? Beileibe nicht! Der Mann ahnt gar keine Kluft zwischen seiner anständigen Ergebenheit und den Bocksprüngen, die er verewigt — die Menschen hatten noch keine Einheit des Ausdrucks; das will fast besagen, des Wesens überhaupt. — Und doch war eine Bewegung dahin im Gange; wir müssen rückwärts blicken, um sie zu bemerken.

In den Stammbüchern um 1750 begegnet uns häufig

links unter den Vers- oder Prosa zeilen und ohne Bezug auf diese das symbolum 3. B.:

Symbolum: omnia sunt deo commendanda.

Symbolum: omnia ex voluntate dei.

Symbolum: Tu es petra meae Jehova salutis.

Devise: Toujours le même.

Wahlspruch: Man laß sich nicht durch Prahlerei
schrecken.

oder, schon zerflatternd: Wahlspruch: alle Zeit vergnügt. Was hier als Anhängsel, gleichsam rudimentär, erscheint, ist einmal Hauptsache gewesen. So unsicher auch nach Robert und Richard Keils verdienstlichen Untersuchungen der Ursprung der Stammbücher bleibt, der Wahlspruch ist gewißlich dem Denkspruch vorangegangen, die heraldische Devise hat am Anfang gestanden. Es fehlen uns die Zwischenglieder, wir können den Übergang nicht schrittweise auszeichnen; der Wandel selbst ist Tatsache. Aber bedeutet er einen Fortschritt? Die gedrungene Kraft der Wahlsprüche, ist sie nicht lebendiger als eine wortreiche Gnomik, die oft tastet und gar oft sich vergeißt?

Aus einem Stammbuch von 1608 führe ich an:

Virtute decet non sanguine niti.

Gottfürchtig und aufrichtig.

Fuy plutost l'infamie que le peril.

Constandt jusques

A la mort.

Thue nichts ohne Rhatt

So gerewe dichs nicht nach der Thatt.

Zu solchen Motti steuern alte deutsche Spruchweisheit, französische Ritterkultur und lateinische Autoren, und hohes ist erreicht in gehaltvoller Sparsamkeit der Sprache. — Unser formelles Behagen darf uns nicht täuschen. Der Wahlspruch ist starr, wer ihn erwählte, wird ihn überall hinsetzen, er haftet am Eigentümer; der Denkspruch wird selbständig ausgesucht, er kann abgestimmt werden auf den Adressaten. Mit dem Zurücktreten der Symbola gewinnt das Stammbuch Subjektivität, zunächst noch in engen Grenzen, aber die Bahn ist doch freigemacht. — Entwicklung zur Freiheit erkennen wir auch in einer leisen Schiebung innerhalb der lateinischen Sentenzen. Boethius, Bibelzitate nach der Vulgata, Worte der lateinischen Väter verklingen allmählich vor Cicero pro Archia, vor Ovids pontischen Briefen und Seneca, dem Liebling des achtzehnten Jahrhunderts. Mir kommt es vor, als spüre man auch in den Stammbüchern die verjüngte Auffassung der Antike, die anknüpft an die Namen Ernesti und Christ. Wie reizvoll, solchen Stimmungen nachzugehen in jener Mittelschicht der Gesellschaft, die in den Stammbüchern sich austut. Mit bestimmten Daten ist da nicht aufzuwarten, die Ereignisse des geistigen Lebens der höheren Schicht sind gleichsam im Schattenrisse nachgezeichnet, wie sie sich ankünden und wie sie fortwirken. Der Gießener Professor Rollius (1750) empfiehlt seinem Sohne in sorgsam stillirten lateinischen Perioden, Theologie und Frömmigkeit, Lehre und Leben in Einklang zu halten — die Starrheit der Orthodoxie beginnt sich zu lösen und der Pietismus dringt in Gemüter, deren Bewußtsein ihn ablehnt. Im Stammbuch des Studenten Rollius lesen wir auch:

„Une foi solide, est la meilleure théologie,
une bonne conscience, est la meilleure loi
et la tempérance est la meilleure médecine.“

Die drei oberen Fakultäten werden also zu Tugenden vereinfacht und das im Jahre 1755, nicht allzulang nach dem Erscheinen von Rousseaus discours. Die Mauer, die den Gelehrtenstaat umzog, gilt schon als Hemmnis; zwischen Renaissance und Volkstum entkeimt das neue Ideal der Bildung und dies leitet hinüber zur Humanität. Freilich um 1750 tritt der Anspruch noch zaghaft auf, der Adel des Menschenangesichts ist noch verhüllt durch Rang und Stand. Aber auch hier finden wir die Stammbücher im Morgenrot des jungen Tages. Schlecht und recht gereimt wird eine Anekdote aufgetragen: Der Herzog von Bourbon geht spazieren in den Alleen von Marly, sein Schneider zu seiner rechten; ein

übereifriger Lakai möchte den Schneider auf die linke Seite buggeren:

„Der Herzog wird es bald gewahr

Und sprach zum Kerl, was bist du doch ein Narr,

Laß ihn nur gehen wo er gehe,

Zur Linken oder rechten Hand,

So wird man doch mich stets als Prinz und Herzog achten
Und ihn als Schneiderchen betrachten.“

Zintgreff erzählt in seinen Sprüchen (1639) schon ähnliches von dem Darmstädter Landgrafen Ludwig V. Den beruft seine Umgebung, er solle sich doch fürstlicher kleiden, und er darauf: „Je höher und größer, je demütiger und niederträchtiger, man kennt mich doch.“ Im Stammbuch von 1750 ist das Epigramm zur ausgemalten Geschichte geworden, die Tendenz hatte ins Breite gewirkt. Sie ist ja bescheiden genug; der Rang wird durch Menschenwert bestätigt, noch nicht erworben, noch nicht erseht, aber an „großmütigen Handlungen guter Fürsten“ hat man nach und nach demokratisch denken gelernt. Das neue Bewußtsein kam



Aus einem Stammbuch von 1771.

langsam herauf. Die deutsche Seele war noch arg verängstigt, wenn sie für Satire nehmen konnte, was uns Selbstironie dünkt: „Wird man wohl auf etwas anderes als auf den einfältigsten und abgeschmacktesten Hochmuth schließen können, wenn man sieht, daß sich ein schlechter Candidat der Rechte vor zwey drey Grafen aus alten Häusern einschreibt.“ So der frostige Spötter in den „Belustigungen“ von 1743; dreißig Jahre später, an einem heiteren Herbstabend 1772 verbanden sich vor Göttingens Toren zwei Grafen aus alten Häusern mit einigen schlechten Kandidaten zu einem Bunde fürs Vaterland. Wir treten in eine neue Welt und vernehmen eine neue Sprache.

Was mich auf den Hainbund bringt, ist ein Gießener Stammbuch aus dem Anfang der achtziger Jahre. Dort begegnet uns — ohne Angabe des Verfassers — der letzte Vers eines Trinkliedes von Hölty:

„Es lebe jeder deutsche Mann,
Der seinen Rheinwein trinkt,
Solang er's Kelchglas halten kann,
Und dann zu Boden sinkt.“

Oder vielmehr: „Es leb ein jeder deutsche Mann...“. Die Variante zeigt uns, daß das Lied aus dem Gedächtnis zitiert wird. Im Vossischen Musenalmanach von 1776 war es zuerst erschienen. — Die Poesie des Weins erobert das Stammbuch:

„Trink Bruder
Der Reben
Entflammenden Saft,
Er würzlet das Leben
Und schenket uns Kraft.“

Wo man so den Trunk besingt, betätigt man ihn sanfter. Die „wilden Lieder“ des Renommisten hatten wohl weniger literarischen Stil. — Doch wir fragen, woher nur kommt es,

daß ein Stammbuch von 1780 o ganz anders uns anspricht, als eins von 1750. Dazwischen liegt eine Lektion ästhetischer Erziehung:

„Als Vater Hagedorn uns feine Scherze lehrte,
Der Allemannier auf Gellerts Märchen hörte,
Und da er sonst den Hunold las,
Die plumpen Poffen nun bei meinem Gleim vergaß.“

(S. P. U.)

Aber das ist Wellenspiel der Oberfläche. Von der Anatreontik, so griechisch sie gemeint war, spielen die Dichter schon hinüber zum Volkslied, und darin sehen wir nur ein Anzeichen der eben damals sich vollziehenden Kreuzung von Renaisancekultur und eingeborenem Wesen.

Wir kennen die Moralitäten aus den älteren Stammbüchern — sie sind auch um 1780 nicht verbannt, aber sie haben rote Wangen bekommen.

„Die Tugend ist nur klein, die nie ein Trieb
Zum Laster rief, und Hindernisse nur,
Die sie besiegt, erheben ihren Werth
Und die vergöttern sie.“

„Die Tugend ist der Endzweck erhabner Seelen.“
„Freiheit ist das Leben der Menschen,
Zwang ist ihr Tod.“

So konnte man nicht reden vor Klopstock; in ihm hat die deutsche Seele das christliche und das humanistische Pathos sich angeglichen und damit ihre Sprache wieder entdeckt. Und schon schwankt die Begeisterung in Phantasmus über:

„Der Staub hat Willen
— dies ist mein erhabenster Gedanke
an den Schöpfer, und den allmächtigen Trier der Freiheit
schätze ich auch in der sich sträubenden Fliege.“

Der das einschrieb, hatte den Werther gelesen.

Die studentische Ungebundenheit scheint zu freier Haltung verinnerlicht, die Konvention zur Menschlichkeit veredelt, und vor allem — die Freundschaft ist eine Realität geworden.

Goethe sagt im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit“: „Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhaftige Jugend, die sich gegen einander aufknüpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte.“ „Ungebildet“ heißt hier nicht mehr als „ungeklärt“ oder „unfertig“; das schickt sich ja für Jünglinge. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts entsprechen die Stammbücher ihrer Idee als Stammtafeln seelischer Verwandtschaft. Das Ich ist ein Wechselbegriff. Mit dem Aufwuchs persönlichen Lebens ging seine Erschließung Hand in Hand. Seltener empfiehlt sich auf die alte Art ein „ergebenster Diener und Bruder dem geeignetsten Andenken des Besitzers“ — dafür liest man: „zum Andenken unserer wahren Freundschaft schrieb's Dein treuer Freund“ oder „denke hierbei recht oft an den der von Jugend auf Dein Freund war und nie aufhören wird es zu sein“, und auf weisvolle Gemeinschaft deutet der wiederkehrende Eintrag: „Heilig war uns mancher Tag, mancher Abend heilig.“

„Sie pagina jungit amicos“ wird oft über zwei Seiten hinübergeschrieben, wenn sich zwei Freunde im Stammbuch des dritten begegnen, und hinter dieser sichtbaren Welt der Liebe und Zuneigung gewahren wir verhüllt unter schwer deutbaren Siglen die Einheit des studentischen Ordens.

„Mein Gedächtnis sey ein Brandmal, und mein Name Schauer, falls ich Brüder nicht ewig liebe.“

Darunter das Zeichen der Harmonisten.

„Ihr Freunde lebet wohl!
Schöns Gießen gute Nacht!“

Lieber Merck

Trennt uns gleich das traurige Schicksal, so vergiß doch nie Deinen aufrichtigen Freund und Bruder.“

Darunter das Zeichen der Amicisten. Das „traurige Schicksal“ ist — Relegation.

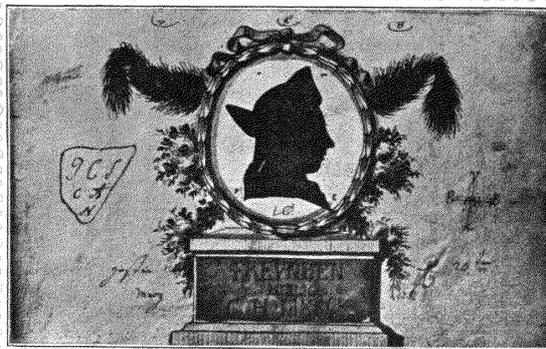
Wir wissen nur zu gut, daß die „Ausführung“ der Ordensbrüder den Idealen ihrer Stammbücher widersprochen hat. Laufhards Bericht von der Studentenschacht an der Lahn (1777) gibt uns ein Bild von dem, was man gemeinhin die Wirklichkeit nennt. Aber liegt das Wirkliche nur in den Taten und in den Massen? Man spricht von Heuchelei — die Tugend wenigstens, vor der das Laster sich verbeugte, war der vorhergehenden Generation gar nicht bekannt und über menschliche Schwäche empfangen wir doch hier nicht die erste Belehrung. Man spricht von Phrase — es gibt zweierlei Gattungen von Phrase, die eine klingt hohl, weil der Inhalt ausgeflogen ist, die andere, weil sie auf einen Inhalt noch wartet, den Schall und Schwall der Worte haben beide gemein. — Ich verglich Stammbücher von 1750 und 1780 und ich beobachtete, daß innerhalb dieser dreißig Jahre eine neue Sprache aus tieferen Quellen heraufgekommen ist. Diese Sprache ist das Vorbild des lebendigen Geistes. 1780 irrt und wallt er noch unfät durch die jungen Köpfe, er schafft noch keine Charaktere. Nach abermal einem Menschenalter, zur Zeit der deutschen Erhebung und der Enttäuschung

findet dieser Geist seinen Willen und seinen Gegenstand in den Anfängen der Burschenschaft. Es besteht kein Verhältnis historischer Abhängigkeit zwischen den Orden und den Gießener Schwarzen — das hat unlängst ein genauer Kenner aufs reine gebracht — wir betonen nur die literarische Verwandtschaft der Sturm- und Drangdichtung mit der schwärmerischen Muse des Follen'schen Kreises.

Das achte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts erweckte den Einzelnen zum Bewußtsein seiner Besonderheit.

Damals erscheint auch das Bildnis des Freundes im Stammbuch. Einem Streben, persönliches zu offenbaren, war die Technik gefällig. Nach 1760 kam die Silhouette von Frankreich herüber, ein billiges Verfahren, das dem Studenten ermöglichte, sein Profil mitzuteilen. Aber nicht der ökonomische Vorteil stand voran; wir wissen, wie hoch Lavater diesen „unmittelbaren Abdruck der Natur“ bewertet hat. Aus bloßen Schattenrissen wollte er mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt haben als aus allen anderen Porträten. Die Silhouette ist gleichsam die unmittelbarste Konfession. Zunächst begleitet sie noch der Denkspruch, dann aber tritt sie allein auf, nur mit Unterschrift und Datum. Es ist, als fürchte der Jüngling den einhelligen Anblick seines Daseins durch Worte zu beschädigen. So biegt sich die Stammbuchsitte zurück zu ihren Anfängen, denn im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert genügte ihr oft das säuberlich ausgemalte Wappen; aber wir bemerken wohl den Unterschied: vordem sah sich der einzelne dargestellt durch sein Geschlecht, jetzt will er sein Gesicht zeigen, das nur ihm gehört.

Bildschmuck anderer Art ist — nicht allzu reichlich — immer nebenhergegangen. In dem Stammbuche des Pirmasener Leutnants F. Meyer 1771 — er hatte früher in Gießen studiert — finden wir, in Wasserfarben gemalt, Reiter und Chaisen vor einem Wirtshause, eine Dolchsjene im Umkreis des Serrais, einen „Schmollis“, und den „Landesvater“ an feierlicher Tafel. Auch das Thema der Melancholie und ihrer Vertreibung wird behandelt: Ein junger Reiter sprengt hinaus ins grüne verheißende Land. Im Baumes-



Stammbuchtitel von 1780.

schatten an einen Fels gelehnt sinnt mißvergnügt sein Genosse. Darunter steht:

„Ihr Grillen weicht, ihr Sorgen flieht,
Wer weiß, wo mir das Glück noch blüht.“

Die Malerei ist unbeholfen, aber es zeigt sich doch Erfindung, der Künstler bleibt im Genre stecken, aber auf diesem Wege geschah die Erlösung vom Typischen. Halten wir dagegen die würdig steifen, beziehungslosen Kostümbilder in einem Stammbuch von der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, so bezeugt auch dieser Vergleich Entwicklung zur Individualität. Doch mein Material ist

zu dürftig, als daß ich bei dem Kapitel „de imaginibus in philothecam relatis“ länger verweilen möchte.

An der Wegscheide zweier Lebensalter, auf dem Grenzrain des Volkstums und der gelehrten Republik betätigte sich der Student. Es ist Bewegung im Dämmerchein, ein traumhaftes Wesen; aber wenn wir genau hinblicken, wird uns gerade hier verdeutlicht, wie die Elemente unserer emporstrebenden Bildung aufeinander gewirkt haben. Darum sind die Stammbücher mehr als Kuriosa, sie sind Urkunden der Kulturgeschichte.

R. A. Frishe.

